



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der junge Amtmann hatte zu derselben Zeit neben seinen eignen Arbeitern noch eine Menge Maurer zu beaufsichtigen, da er den Bau eines neuen Schlosses für den jungen Baron zu überwachen hatte. Auch diese hatten aufrührerische Gelüste, aber der Onkel erklickte sie im Keim. Er ließ den Baumeister kommen und erklärte ihm, daß, wenn sich auch nur einer von seinen Leuten zu einer gesetzwidrigen Handlung verleiten ließe, er auf der Stelle alle Arbeiter entlassen und den Bau einstellen würde. Das wirkte. Die Maurer sahen denn doch ein, daß, so schön auch die freiheitlichen Ideen waren, ein sicheres Brot ihnen vorzuziehen sei; waren doch infolge der Unruhen fast alle Bauten eingestellt worden.

Vom März bis November 1848 hatte der Großvater aus der Ferne seine Geschäfte weitergeführt, so weit es in jener Zeit überhaupt möglich war, ein Amt zu verwalten. Aber er merkte mehr und mehr, daß alles das, was er in fast siebenzehn Jahre langer Arbeit erbaut hatte, in ein paar kurzen Tagen wieder zerstört worden war. Er hätte ganz von neuem beginnen müssen, um wieder geordnete Verhältnisse herbeizuführen. Und ein solcher Neuanfang war deshalb besonders schmerzlich, weil sich gerade manche der Menschen, auf die er am meisten vertraut hatte, in diesen Schreckenstagen treulos erwiesen hatten. Er hätte auch darin neu anfangen müssen, hätte ganz allmählich erst wieder Vertrauen erwerben, Vertrauen auch seinerseits wiederfinden können. Und dieser Arbeit fühlte er sich nicht mehr gewachsen. Der Wiederanfang hätte ihn gemüthlich viel mehr mitgenommen, viel mehr Überwindung gekostet, als zu der Zeit, wo er als Fremder in die Gegend gekommen war. Und deshalb legte er nach siebenzehnjähriger Thätigkeit trotz der Versuche seines Prinzipals, ihn zu halten, alle seine Ämter nieder.

Der Großvater hatte wohl seine Thatkraft unterschätzt. Er war mit seinen fünfzig Jahren noch stark genug, noch einmal von vorn zu beginnen, aber verständig ist der Schritt immerhin; es ist ihm selbst nicht leicht geworden. In die ruhige Entwicklung seines Lebens und seiner Arbeit hatte die Revolution, wie auch sonst in unzähligen Fällen, so vernichtend eingegriffen, daß er es nicht über sich brachte, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen.

Wir Buben haben es immer lebhaft bedauert, daß der Großvater seinen interessanten Posten verlassen hat. Was hätte er dort noch für aufregende Abenteuer erleben können! Seine Thätigkeit in späterer Zeit trat für uns ganz zurück gegen die Erlebnisse der dreißiger und vierziger Jahre. Er ist als würdiger, friedlicher alter Herr gestorben. Wir aber hatten ihn immer im Gedächtnis als den thatkräftigen Rentmeister, der mit seinem schweren Reiterfäbel durch die Wälder fuhr und die Wilderer und Mordbrenner strafe.

Walthor E. Bloß



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schutzzoll und Freihandel. Die imperialistischen Übertreibungen, in die unsre jüngern Volkswirte, soweit sie der Berliner kathedersozialistischen, extrem schutzzöllnerischen Schule ihre Karriere verdanken oder sie von ihr erhoffen, sich zu verrennen anfangen, machen es sehr wünschenswert, daß sich die ernsthaften und reifen staatswissenschaftlichen Forscher wieder etwas gründlicher mit der Frage nach

der Berechtigung und den Aussichten von Schutz Zoll und Freihandel beschäftigen. Das Schlagwort vom „Schutz der nationalen Arbeit“ gerät in seinen Konsequenzen denn doch etwas scharf in Kollision mit dem Schlagwort vom „Zeichen des Verkehrs“, und wenn die deutsche Wissenschaft nicht beizeiten dazwischen fährt, könnte es leicht geschehn, daß die deutsche Politik, indem sie beiden Schlagworten gerecht werden will, die nationale Arbeit ruiniert, statt sie zu schützen, und den Verkehr abgräbt, statt ihn fruchtbar zu machen. Es ist deshalb erfreulich, daß der Wiener Professor der Staatswissenschaften Dr. von Philippovich in dem eben erschienenen zweiten, die Volkswirtschaftspolitik behandelnden Bande seines Grundrisses der politischen Ökonomie (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr) dem Kapitel „Schutz Zoll und Freihandel“ vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wieder einmal etwas ernsthafter zuleibe geht.

Die Freihandelstheorie, meint er, übertrage die für das Inland anerkannten Grundsätze des Handelsverkehrs auf den Verkehr der Nationen und sehe deshalb im freien Außenhandel das Mittel 1. zur besten Produktionsverteilung; 2. zu der für die regelmäßige Bedürfnisbefriedigung günstigsten Versorgung des Marktes; sie erwarte 3. daß durch die allseitige Konkurrenz, die im Gefolge des Handels auftritt, jeder Stillstand in der Technik, in der wirtschaftlichen Organisation sowohl der Produktion wie des Verkehrs vermieden werde, während die Sicherung rentabler Preise für die gegebene Produktion durch staatlichen Schutz rückständige Produktionsformen konserviere und Antriebe zu Verbesserungen hemme; sie sehe endlich 4. in der durch den Handel geförderten allseitigen Verührung jedes Volks mit allen andern ein unvergleichliches Mittel, den Kulturkreis zu erweitern, Interessengemeinschaften zu schaffen und die Gleichmäßigkeit des wirtschaftlichen Fortschritts wie der allgemeinen Kulturentwicklung der Völker zu unterstützen.

Sehr gut charakterisiert Philippovich den „schwachen Punkt“ dieser Theorie. Er liegt nach ihm in dem Übersehen der Thatsache, daß die gegebenen Produktions- und Kulturstände „historisch“ geworden seien, auf staatlich und national getrennten Volksgemeinschaften beruhten, die neben weltwirtschaftlichen Interessen zahlreiche Sonderinteressen realer und eingebildeter Art hätten, die bewirkten, daß die weltwirtschaftlich beste Produktionsverteilung nicht immer als die für ihre Gemeinschaft nützlichste zur Geltung komme. Würden der Handelsverkehr und die damit verbundene Verbilligung der Produkte erkauf werden müssen durch ausgedehnte Kapitalentwertungen, Lohnminderungen, Arbeiterentlassungen, so könnte das schwerer empfunden werden als die beim Schutzsystem gegebene Verteuerung einzelner Produkte.

In dieser Notwendigkeit, führt er dann weiter aus, bestehende Produktionsorganisationen vor Erschütterungen zu bewahren, habe der Schutz Zoll seine stärkste Begründung, neben der nur noch die von List gebrauchte, der den Schutz Zoll als Erziehungszoll betrachte, auf unbestreitbaren Erwägungen beruhe. Die Begründung der Schutzsysteme seit 1878 greife aber weiter, indem sie den Schutz sei es der gesamten Industrie, sei es der nationalen Arbeit überhaupt für berechtigt erkläre.

Nach einer klaren und unbefangenen Würdigung der praktischen Konsequenzen des Schutzsystems gelangt er dann zu dem Ergebnis, daß die „wahrscheinliche Linie der künftigen Entwicklung“ insofern festgelegt sei, als „der nationalen Abschließung innere Gründe der Unausführbarkeit,“ dagegen „dem Handel historische und daher veränderliche Zustände“ entgegenträten: „Die Verbesserung und Verbilligung der Verkehrsmittel und das Wachsen des internationalen Verkehrs, Kapitalanlagen und Gründung von Unternehmungen, die Differenzierung der Produktion, das Wachsen der Bevölkerung mit seinem Druck auf die Ausdehnung der Produktion und seinem

Bedürfnis nach reichhaltiger Versorgung auch mit ausländischen Produkten, das Zunehmen internationaler Gemeinschaften (Eisenbahn-, Post-, Muster-, Marken- und Erfinderschutzverträge) drängen alle in der Richtung einer Minderung des Einflusses der dem Freihandel aus der historischen Entwicklung und staatlichen Sonderung der Völker entgegenstehenden Hindernisse.“

Was hier Philippovich im allgemeinen behauptet, hat unbestreitbar für die Zukunft der deutschen Wirtschaftspolitik eine ganz besondere Bedeutung. Auf der einen Seite drängt bei uns mehr als bei irgend einem andern Kulturvolk der Erde die starke und stark wachsende Volksdichte nach Ausdehnung der Produktion und nach reichhaltiger Versorgung mit ausländischen Produkten, und weist andererseits die geographische Lage im Herzen Europas mit der Vervollkommnung und Verbilligung der Verkehrsmittel auf ihre größtmögliche Ausnutzung hin und befördert die schon früher vorhandne vielseitige Verührung mit fremden Nationen in außerordentlichem Maße, sodaß die nationale Abschließung für uns als besonders naturwidrig und undurchführbar erscheint. Es ist deshalb im höchsten Grade unpraktisch, bei dem die Gegenwart beherrschenden und dringend notwendigen Streben, für unsre zukünftige wirtschaftliche Entwicklung weit ausblickende Fürsorge zu treffen, den Schutz der nationalen Arbeit einseitig im Sinne der schärfern Absperrung im Auge zu haben, wie dies thatsächlich in den maßgebenden Kreisen noch immer der Fall ist. Es ist bei uns endlich eine Handelsvertragspolitik zu fordern, die sich über die Kleinlichen, sich in allen möglichen statistischen Rechenexemplen zeigenden augenblicklichen Sonderinteressen einzelner Wirtschaftsgruppen erhebt, wobei immer das allmähliche Abbauen der Schutzzollschranken als Ziel zu berücksichtigen sein wird. Die geschützten Wirtschaftszweige müssen mehr und mehr aus der Treibhauspflege heraus an die freie Luft gebracht und abgehärtet werden, damit sie nicht für die natürliche Entwicklung unsrer Gesamtwirtschaft ein immer größeres Hindernis werden und schließlich — wenn die Natur, allen künstlichen Schutzvorrichtungen spottend, doch einmal ihr Recht verlangt — widerstandsunfähig den schwersten Schlägen ausgesetzt sind.

Es gilt das natürlich ganz besonders für die Agrarzölle, deren Berechtigung einerseits und Unhaltbarkeit andererseits Philippovich vorzüglich beleuchtet. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß man die seit dem Jahre 1878 in die europäischen Zollsysteme eingeführten landwirtschaftlichen Zölle nicht als ein dauerndes Mittel der Handelspolitik betrachten dürfe. Man werde namentlich mit Entschiedenheit die Meinung bekämpfen müssen, daß der Staat die Aufgabe habe, die Zollgesetzgebung immer so zu handhaben, daß die zur Zeit im Besitz stehenden Landwirte auf Kosten einer Verteuerung der Lebenshaltung der ganzen Bevölkerung die Rentabilität ihres Besitzes gesichert sehen.

Eine Erhöhung der zur Zeit in Deutschland bestehenden Getreidezölle würde, wie wir oft genug hervorgehoben haben, den ohnedies schon künstlich in die Höhe getriebnen oder doch künstlich auf einer unnatürlichen Höhe erhaltenen Kaufpreis des landwirtschaftlichen Bodens noch weiter steigern und damit die Widerstandsfähigkeit der landwirtschaftlichen Unternehmungen noch weiter schwächen. Hier springt die Notwendigkeit der Abhärtungskur so klar in die Augen, daß es fast unbegreiflich erscheint, daß die Regierungen nicht der Spekulation auf höhere Güterpreise durch die blöndige Erklärung, sie würden auf keinen Fall für eine Verschärfung des agrarischen Zollschutzes zu haben sein, einen Niegel vorschieben.

Aber auch unsre Kolonialpolitik sollte viel mehr, als es jetzt geschieht, von der Annahme eines endlichen Sieges der friedlichen, freihändlerischen Grundsätze in der

Weltwirtschaft aus beurteilt werden. Wenn auch die Regierungen bisher durch nichts imperialistische Regungen verraten haben, so scheinen sich doch die Kolonialfreunde im verehrlichen Publikum immer noch von der Einseitigkeit der Absperrungspolitik und Gewaltmenschen beherrschen zu lassen. Dadurch wird die so notwendige Durchdringung des Volkes mit kolonialem Geist und Verständnis nicht gefördert, sondern gehindert. Der gesunde Menschenverstand lehnt sich nun einmal — und zwar Gott sei Dank — diesseits und jenseits der Mainlinie, links und rechts von der Elbe gegen den imperialistischen Unverstand auf. Das deutsche Volk ist wahrhaftig weit davon entfernt, einem beklagenswert un kriegerischen Geist zu verfallen. Es braucht nicht den Ruf: *Vive l'armée!* morgens, mittags und abends, denn es fühlt sich selbst als die Armee. Aber es hat gar keinen Sinn für die Lobpreisungen des Kriegs nach Treitschke und Stengel, es kann sich nicht begeistern für eine Kolonialpolitik, die mit jeder Erwerbung einer neuen Insel im Ozean für uns — wie die Imperialisten meinen — den Krieg bis aufs Messer immer näher bringen und unvermeidlicher machen soll. Es will deutsche Kolonien und eine starke deutsche Flotte neben dem starken deutschen Heere zum Schutz von Freiheit und Frieden in der Weltwirtschaft und im Weltverkehr.

Ganz vortrefflich hat Bastian in seinem kürzlich erschienenen kleinen Buche „Die Teilung der Erde und die Teilung Samoas“ die Narrheit des deutschen Imperialismus dargelegt. Trotz seiner verwickelten Schreibweise ist es allen, die im Ernst der Kolonialpolitik im deutschen Volke Freunde werben wollen, zum Studium angelegentlichst zu empfehlen. Mit der Wahnvorstellung, daß in einer Zeit, die unter dem Zeichen des Verkehrs steht, die deutsche Wirtschaftspolitik eine Politik der chinesischen Mauer bleiben könne, und daß die deutsche Kolonialpolitik nur den Zweck habe, einige weitere Stücke Erdbodens in unsre chinesische Mauer hineinanzuwängen, räumt es gründlich auf. β

Ein neuer Geschichtsphilosoph. Houston Stewart Chamberlain ist am 9. September 1855 als Sohn des verstorbenen Admirals William Charles Chamberlain, eines ältern Bruders des Generals Neville Chamberlain, in Portsmouth geboren. Weil er das englische Klima nicht verträgt, muß er seit seinem Knabenalter auf dem Festlande leben. Er besuchte das kaiserliche Lyceum zu Versailles, dann die Universität Genf, wo er in Naturwissenschaften promovierte, und vollendete seine Studien in Wien, wo er als Privatdozent, nach einem Bericht der *Saturday Review*, dem wir diese Angaben entnehmen, über Kant, indische Philosophie und Richard Wagner liest. Nebenbei liefert er der *Revue des Deux Mondes* und deutschen Zeitschriften Beiträge und hat „ein enthusiastisches Buch über seinen Freund[?] Richard Wagner geschrieben.“ Jetzt tritt er mit einem Werke an die Öffentlichkeit, das man, wenn es hält, was der Anfang verspricht, zu den bedeutendsten Erscheinungen wird rechnen müssen: einer Naturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die nichts andres ist als eine Geschichtsphilosophie. Der erste Teil, dessen erster Band vorliegt, soll Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts (München, F. Bruckmann, 1899) darstellen. Die Germanen, das ist der Grundgedanke des Werkes, sind die heutigen Träger der Weltgeschichte. Diese ist nicht gleichbedeutend mit einer Entwicklung der Menschheit, und unsre heutige Zivilisation und Kultur ist nicht das Ergebnis eines allgemeinen Fortschritts der Menschheit, sondern das der Entfaltung der Anlagen der germanischen Rasse unter Mitwirkung des von den Griechen, den Römern und den Juden oder vielmehr von Christus übernommenen Erbes. Jede der ältern Kulturen, deren Früchte

wir geerbt haben, ist ihrerseits die Entfaltung einer Volksanlage gewesen, etwas einziges in seiner Art, das sich weder aus einem andern hat entwickeln können, noch von einem andern wiederholt oder fortentwickelt werden kann. Die alten Kulturen haben sich in ein Völkerchaos aufgelöst, aus dem sich die Eigenart der Germanen langsam zu selbständigem Dasein emporrang. Vom Jahre 1200 ab wird das werdende Neue deutlich sichtbar in der Blüte von Handel und Gewerbe, im Aufblühen von Kunst und Dichtung, in der englischen Magna Charta, die zum erstenmal feierlich den Grundsatz verkündigt, daß Recht und Gerechtigkeit weder verkauft noch verweigert werden dürfen, und daß keiner anders als nach den Gesetzen des Landes verurteilt werden darf; ferner in allmählichen Aufhören der Sklaverei und des Sklavenhandels und in Erscheinungen wie Franz von Assisi; „der Glaube und das Leben solcher Menschen verleugnen sowohl die Despotie der Kirche wie die Despotie des Staats, und sie vernichten die Despotie des Geldes.“ Der Verfasser scheidet daher die Zeit der Grundlegung unsers Jahrhunderts in die beiden Perioden vor und nach 1200. Die Jahreszahlen 500 und 1500, meint er, bedeuteten nicht anatomische Schnitte, sondern zerschneiden die christliche Zeit, wie der Fleischer hackt. Die Bezeichnung Mittelalter sei ganz sinnlos. Ein wahres Mittelalter, eine Übergangszeit, sei die Zeit, in der wir leben, denn wir hätten die Harmonie des Daseins, deren sich die Alten erfreuten, noch lange nicht erreicht. „Wäre unser Jahrhundert wirklich ein Gipfelpunkt, dann wäre die pessimistische Weltansicht die einzig berechtigte: nach allen großen Errungenschaften auf geistigem und materiellem Gebiete die bestialische Bosheit noch so verbreitet und das Elend vertausendfacht zu sehen, das könnte uns nur veranlassen, Jean Jacques Rousseaus Gebet nachzusprechen: Allmächtiger Gott, erlöse uns von den Wissenschaften und verderbenbringenden Künsten unsrer Väter.“ Chamberlain unterscheidet gleich uns die materielle Kultur, zu der auch die exakten Wissenschaften gehören, von der Herzenskultur, nennt nur die zweite Kultur, die erste Zivilisation, und weist nach, wie Zivilisation ohne Gemüt und ästhetischen Sinn zur Bestialität führt.

Eine geschlossene Weltansicht kritisiert man nicht, man nimmt sie an oder lehnt sie ab, oder erklärt sie für mehr oder weniger sympathisch. Uns ist die hier oberflächlich skizzierte sympathisch, wenn wir sie auch nicht vorbehaltlos annehmen. Der erste Band entwickelt nun „das Erbe“ und beginnt mit der Charakteristik der „Erben.“ Die Bezeichnungen des Erbes weichen selbstverständlich von den hergebrachten nicht ab; auch Chamberlain kann nichts anderes sagen, als daß wir von den Griechen Kunst und Wissenschaft, von den Römern das Recht und von den Juden die Religion geerbt haben, aber wie er nun dieses Erbe im einzelnen beschreibt, das muß man selbst lesen. Er vereinigt vier Eigenschaften, die man nicht oft beisammen findet: gründliches Wissen, Originalität der Auffassung, den Blick für das Wesen der Dinge und die Gabe schöner Darstellung; er schreibt deutsch wie ein geborner Deutscher, der sich an Lessing und Goethe gebildet hat. Das Wohlgefallen an glänzenden Antithesen verleitet ihn hier und da zu Übertreibungen. Wir stimmen ihm bei, wenn er die griechische Kunst und Homer unendlich hoch stellt, aber wären das politische Leben und der sittliche Charakter der Griechen so schlecht gewesen, wie er beides schildert (keine Freiheit, keine Sophrosyne!), so wären wohl die griechische Kunst und Homer und die großen Persönlichkeiten kaum möglich gewesen. Das eben soll die Leistung des Hellenentums sein, daß es „den Menschen entdeckt,“ die Persönlichkeit ermöglicht, eine Fülle großer Persönlichkeiten hervorgebracht habe; jedes Werk der Kunst setze immer und ausnahmslos eine starke charaktervolle Persönlichkeit voraus, daher es auch eine unverzeihliche Dummheit

sei, die Ilias und Odyssee für Kompilationen zu halten. Und den armen Aristoteles macht er vorzugsweise dafür verantwortlich, daß die edle, von allem Aberglauben freie Religion Homers und die echte Philosophie der großen Dichter von zwei Mächten zerstört worden sei, die, an sich einander feindlich, sich doch zum bösen Werke die Hand gereicht hätten: dem pfäffischen Aberglauben und der vernünftelnden Kausalitätsjügerei. Auf den prachtvollen Abschnitt über Rom, der am wenigsten anfechtbares enthält, kommen wir bei einer andern Gelegenheit zurück. Bei der Darstellung des Judentums arten die geistreichen Antithesen in Paradoxien aus. Auch wir sind weit entfernt davon, mit den Kirchenvätern den heidnischen Polytheismus zu verabscheuen und den jüdischen Monotheismus hoch über die Religion der Hellenen zu stellen. Aber es geht zu weit, wenn Chamberlain meint: „In Wahrheit sind die Semiten wahrscheinlich die einzigen Menschen auf der ganzen Erde, die überhaupt jemals echte Götzenanbeter waren und sein konnten.“ Und: „Von dem indoeuropäischen Standpunkt aus betrachtet wäre Jahve eigentlich eher ein idealisierter Göze oder, wenn man will, ein Antigöze zu nennen als ein Gott.“ Chamberlain findet nämlich das Wesen der indoeuropäischen Religion in der Anerkennung der die Welt durchwaltenden Gesetzmäßigkeit, das der jüdischen im Glauben an die Willkür Jahves. Aber gleich das stärkste Beispiel für diese vermeintliche Willkür, das er anführt, widerlegt ihn: der Befehl, die Palästinenser auszurotten. Chamberlain selbst hat wunderschön bewiesen, daß und warum die Karthager ausgerottet werden mußten, wenn sich die europäische Kultur behaupten sollte. Nun waren aber die dem Anathem verfallenen Palästinenser die Stammverwandten der Karthager. Wäre wohl Jesus denkbar gewesen, wenn er unter einer Horde von Moloch- und Masturbatanbetern hätte leben sollen? Daß Jesus, obwohl arischer Abstammung, des Judentums zur Entfaltung seiner Eigenart bedurft habe, giebt auch Chamberlain zu. Die jüdische Eigentümlichkeit besteht nach ihm in der Vorherrschaft des Willens, in der Willkür, und Jesus, im Gegensatz zu Buddha keineswegs Willensverneiner, sondern Lebensbejaher, habe durch Umkehr der Willensrichtung den Zerstörer in einen Schöpfer und Erbauer, den Gott des Zorns in einen Gott der Liebe verwandelt. Das läßt sich hören, aber worin nun eigentlich die Umwendung der Willensrichtung besteht, weiß er uns nicht klar zu machen. Freilich leuchtet ein, daß Jesus mit seinem: „Sorget nicht für den morgigen Tag“ den auf Besitz erpichteten Juden als ein frevelhafter Zerstörer der bürgerlichen Ordnung erscheinen mußte (S. 240). Aber den heutigen Engländern, und nicht bloß diesen, doch wohl auch, und es ist die Frage, ob die Menschheit mit dieser umgekehrten Willensrichtung überhaupt fortbestehen könnte. Chamberlain bemerkt ganz richtig, daß, wenn die kopernikanische Weltansicht, die doch gar kein Interesse verletzt, zweihundert Jahre gebraucht habe, um durchzudringen — eigentlich zweitausend, da schon Aristarch sie ausgesprochen hat —, so sei es kein Wunder, wenn die in so viele Interessen tief einschneidende Weltansicht Christi eine noch längere Zeit brauche. Dagegen wäre nach dem oben Gesagten zu erwägen, ob sie überhaupt durchdringen soll und kann; ob sie nicht von Anfang an von einer kleinen Schar richtig verstanden und angewandt worden ist und bis zum Ende das Eigentum einer kleinen Minderheit bleiben soll. Auch die Metaphysik Chamberlains bleibt vorläufig zweifelhaft; bald verweist er den Seelen- und Unsterblichkeitsglauben in den Bereich des Aberglaubens, bald feiert er Jesum als den Bringer des ewigen Lebens. Die Orthodoxen werden daher von ihm daselbe sagen, was er von Augustinus sagt, daß es „in diesem so eminenten Kopfe heillos chaotisch“ zugehe. Chamberlain wird dagegen einwenden, das könne bei ihm schon aus dem Grunde nicht der Fall sein, weil er ein rassenreiner

Angelsache sei, während bei dem „ehrwürdigen, durch Temperament und Gaben gleich ausgezeichneten Augustinus“ das Unglück von seiner Halbblütigkeit komme. Das Erbe, so wird nämlich im ersten Kapitel des zweiten Abschnitts ausgeführt, sei, ehe sich die eigentlichen Erben, die Germanen, seiner bemächtigt hätten, zunächst an das völlig rassenlose Völkerchaos des römischen Kaiserreichs übergegangen, und als Typus der begabten Individuen dieser rassenlosen und daher charakterlosen, daher auch unschöpferischen Bastardbevölkerung wird der an Heine erinnernde Lucian sehr gut gezeichnet. Die Zeugungsunfähigkeit dieses Völkerbreis habe sich zwar eigentlich auf das geistige Gebiet beschränkt, allein aus Eitel an ihrem eignen Dasein hätten gerade die bessern Individuen auch das leibliche Zeugen eingestellt, seien Asketen geworden und hätten so für die Germanen Raum geschafft, was natürlich als ein Glück zu preisen sei. In diesem Kapitel liefert der Verfasser eine ausgezeichnete, der Gobineauschen schroff entgegengesetzte Theorie der Rassenbildung, die wir als die Vollendung unsrer eignen begrüßen. Die Rasse ist nichts ursprüngliches, sondern historisch geworden. Was im Anfange gewesen ist, wissen wir nicht und werden wir niemals wissen. Das eifrige Forschen nach den ersten Ursachen schadet nur, und reine Wissenschaft, „im Gegensatz zur industriellen,“ ist ein edles Spielzeug, das nichts nützt, im gewöhnlichen Sinne des Wortes Nützen. Vermuten müssen wir, daß die Menschen der frühesten Zeiten aller der charakteristischen Eigenschaften entbehrt haben, an die wir bei dem Worte Rasse denken. Wo edle Eigenschaften und scharf ausgeprägter Charakter gefunden werden, da ist Rasse. Renan frage mit Rücksicht auf die Beimischung von Slawenblut hämisch, ob man überhaupt berechtigt sei, die heutigen Deutschen Germanen zu nennen. Nun, mich dünkt, antwortet Chamberlain, „über Namen braucht man nicht zu streiten, was die heutigen Deutschen sind, hat Herr Renan im Jahre 1870 erfahren können.“ Solche Tüchtigkeit, die von Rasse zu sprechen berechtigt, ist, wie gesagt, nichts ursprüngliches, sondern bei Tieren das Ergebnis der Kunstzucht (die edelste aller Tierassen, das englische Rennpferd, ist aus der Kreuzung des englischen mit dem arabischen Pferde entstanden), bei Menschen das der historischen Naturzucht. Soll eine neue edle Rasse entstehen, so muß 1. gutes Material vorhanden sein; woher das ursprünglich gekommen ist, weiß niemand. 2. Dieses Material muß von unedler Beimischung rein erhalten werden. 3. Es muß innerhalb dieses Stammes Zuchtwahl geübt werden durch Vernichtung der schlechten Exemplare. 4. Mehrere gute Stämme müssen ihr Blut vermischen. 5. Nur ganz bestimmte Blutmischungen fördern edle Eigenschaften; andre sind schädlich, namentlich Mischungen sehr unähnlicher Arten, und selbstverständlich solche mit schlechten Arten. Selbstverständlich gehören dann auch noch gewisse geographische Bedingungen dazu, wenn eine edle Rasse zustande kommen soll. Gobineaus reine Urrassen haben niemals existiert, und seine Ansicht, daß die fortwährende Mischung die eine edle Urrasse immer mehr verschwinden lasse, und daß als Ende der Weltgeschichte die heillosste Verkümmernng und Verderbnis des Menschengeschlechts drohe, ist ein Hirngespinn; es können immerfort neue edle Rassen entstehen, wie sozusagen unter unsern Augen die zweifellos edeln Rassen der heutigen Engländer und der heutigen Deutschen entstanden sind.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
 Verlag von Fr. Wihl. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig